

mühungen des gewandten Abtes Salomo von St. Gallen, der sein Kanzler war, waren die geistlichen Stände in Schwaben und Baiern nach und nach alle auf die Seite des Königs getreten, wodurch sie seine Macht verstärkten. Arnulph war jetzt nicht im Stande sich vor dem Könige zu halten und warf sich nach Regensburg; aber nach einem heißen Kampfe ging die Vorstadt St. Emmerans in Feuer auf, und der Bischof der Altstadt bewog nun die Bürger, dem Könige Konrad, der im Kampfe selbst verwundet ward, die Thore zu öffnen. Herzog Arnulph flüchtete sich mit den Seinigen in das Gebirge und fand eine gastfreie Aufnahme bei den Magyaren, die er zuvor so tapfer bekämpft hatte.

Von Regensburg, als die Unterwerfung von ganz Baiern erfolgt war, ging der König nach Ulheim im Ries, wohin er einen allgemeinen Landtag zusammen berufen hatte. Hierher wurden die beiden Brüder Erzhinger und Berthold beschieden, die auch erschienen, nachdem ihnen ein sicheres Geleit zugesagt war. Nun wurden sie angeklagt von weltlichen und geistlichen Herren, als Verräther, die sich wider den König aufgelehnt und das Reich verwirrt haben, und dann einstimmig mit ihrem Neffen Luitfried zum Tode verurtheilt. Sie hatten auf des Königs Wort vertraut und von ihm einen billigen Vergleich hoffend, ihre unüberwindliche Felsenburg Hohentwiel im Hegau verlassen, aber das Königswort betrog sie; das Geleit wurde auf die zudringlichen Einwendungen der Bischöfe gebrochen und so wurden alle drei im Jänner 917 enthauptet. Durch die Wahl der schwabischen Nation ward hierauf Burkhard, der Sohn Adalberts, Graf im Thurgau, der ihre Verurtheilung besonders eifrig betrieben hatte, zum Herzoge in Schwaben gesetzt.

Arnulph reizte aber jetzt die Magyaren zu neuen Einfällen in Baiern, und da er vorzüglich den Ständen der Klöster und Kirchen seinen Sturz zuschrieb, so mußten sie auch diesmal vor allen andern die Wuth der Feinde fühlen. Sie zerstreueten sich über Schwaben, zerstörten Basel, brachen ins Elsaß und in Lothringen ein, und schleppten eine unermessliche Beute zusammen.

Diese schweren Sorgen, gegen innere Unruhen zu kämpfen und fremde Einfälle zurück zu weisen, hatten während einer sechsjährigen Regierung das Leben Konrads des I. merklich abgekürzt. Er kränkelte wohl schon wie einige sagen, in Folge einer vor Regensburg erhaltenen Wunde; nach der Legende aber in Folge eines geistlichen Fluches. Der König wollte nämlich aus der Hauptkirche St. Emmerans, dem er große Geschenke gemacht hatte, ein kostbares Evangelienbuch mitnehmen. Der Bischof zu Regensburg schlug aber dieses Begehren dem Könige ab, und legte es auf den Altar mit den Worten: »Wer dieses Buch dieser Kirche entzieht, wird dem Heiligen am jüngsten Gerichte verantwortlich seyn.« Der König nahm es aber dennoch, allein, als er vor der Kirchenthüre auf das Ross stieg, bekam er ein so heftiges Grimmen im Leibe, daß er das Buch wieder zurück gab. Daraus leitet nun die Legende sein Kränkeln

und seinen frühen Tod ab, der zwei Tage vor Weihnachten im Jahre 918 erfolgte. Der Gedanke an das Wohl des Reiches war sein letzter, nachdem er seinen Feind zu seinem Nachfolger ernannte.

Heinrich, der Sohn Ottos des Erlauchten, Herzog in Sachsen, hatte dem Spruche des Königs, der ihm die übergroßen Lehen absprach, sich stets widersetzt. Konrad hatte den alten Otto aus Dankbarkeit nehmen lassen, oder ihm verlihen, was er wollte; dem Sohne aber das Gleiche zu lassen, schien dem Könige nicht rätlich; auch war es noch nicht in der Regel, daß die Söhne in den Lehen und Würden den Vätern folgten. Er wollte Thüringen von Sachsen trennen, und ihn nur mit dem Letztern belehnen; aber Heinrich behauptete sich mit den Waffen in der Hand. Eberhard, der Bruder des Königs, wurde bei Eresburg von ihm geschlagen, als ihn aber der König selbst zu Grona bei Göttingen belagerte, rettete ihn nur der Ausbruch anderer Unruhen, welche den König eiligst abriefen. Nun verband er sich mit Frankreich, wonach Konrad die Unmöglichkeit einsah, seine Macht zu brechen. So mußte er ihm also alles Land zwischen dem Rhein und der Oder, der Eider und dem Thüringerwalde lassen, und noch dazu die Uebermacht im Reiche. Zu diesem Tapfern ermahnte jetzt der sterbende Konrad, die Kleinodien des Reiches zu tragen, und sprach zu seinem Bruder Eberhard dem Frankenherzoge; er solle sich um die Krone nicht bewerben, und nicht auf den Glanz seines Hauses, sondern auf das Beste des gemeinsamen Wesens sehen. So wirkte er nicht bloß sterbend noch, sondern über seinen Tod hinaus für das Wohl des Reiches; denn nur der Mächtigste im Reiche vermochte nach seiner Meinung wahrhaft als König die ungebändigten Elemente darin zu beherrschen und zu ordnen.

### Heinrich I., der Finkler oder der Städtegründer.

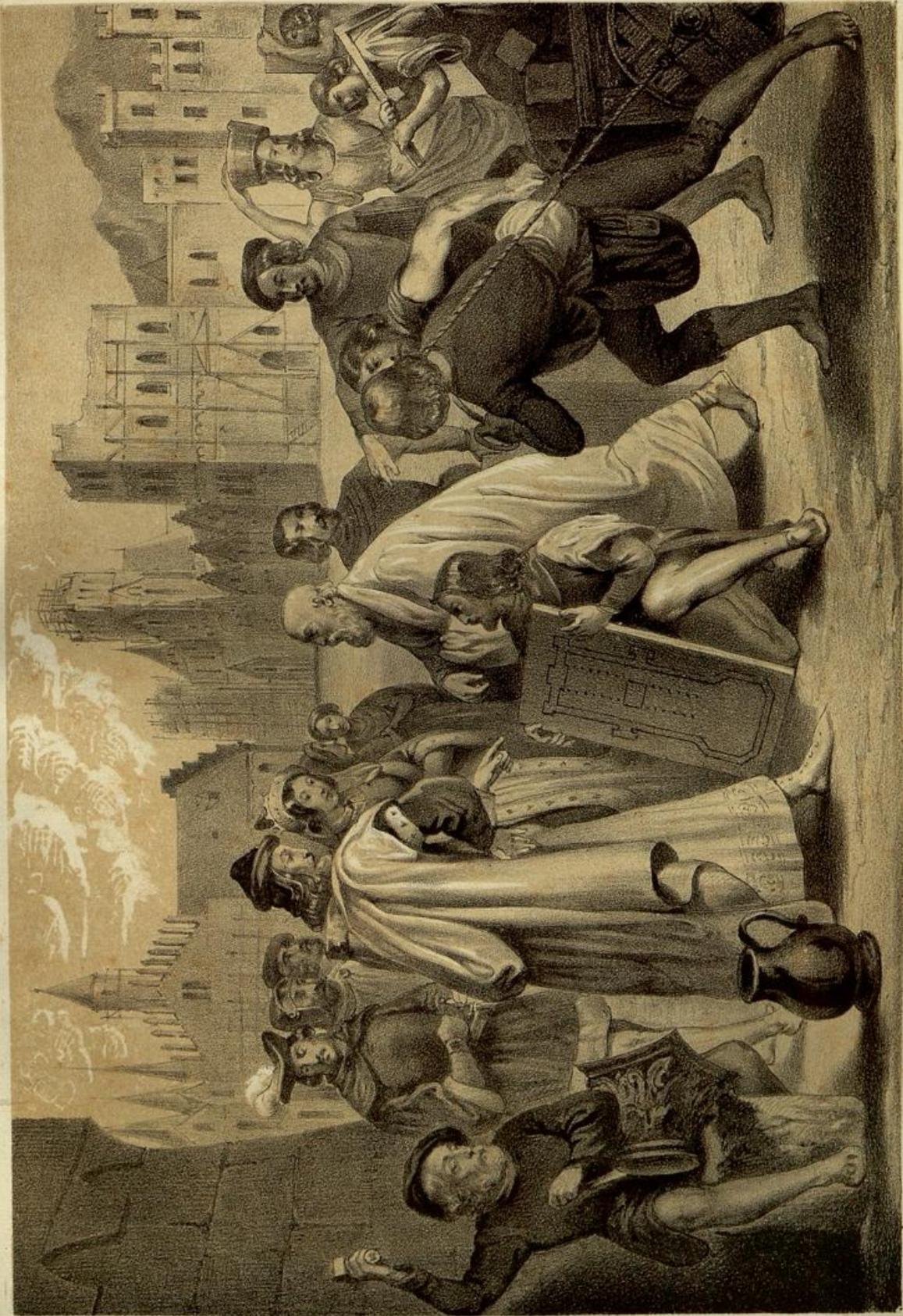
Vom Jahre 919 bis 936.

Kaum war Konrad I. gestorben, so befolgte Eberhard getreulich den Rath seines Bruders, mehr für den Sachsen Heinrich als für sich selbst zu arbeiten.

Zu Frislar traten die Franken und Sachsen zusammen, und wählten den vorgeschlagenen Heinrich zum König der Deutschen. Als hierauf Eberhard mit mehreren Großen ihm die Nachricht seiner Wahl und die Reichskleinodien überbrachten, fanden sie ihn, als einen eifrigen Jäger am Vogelheerd, eben mit dem Stellen der Netze beschäftigt, woher er den Beinamen Finkler oder Vogelsteller erhielt. Auf diese Art kam das Königthum an die letzte deutsche Völkerschaft, an die Sachsen, die dem Frankenreiche einverleibt war.

Über auch Heinrich I. wurde nicht sogleich allgemein anerkannt, denn gleich auf die Nachricht von dem Tode Konrads kam Herzog Arnulph mit seiner Gemalin und seinen Kindern aus dem Gebirge, wo er bisher unter den Magyaren gewohnt

Mezecký Kral Gindrych Igako muésti wystaavitel.



Il Re di Lamagna Enrico 1° come fondatore di città.

Elso Henrik, nemet kiraly, mint városok építője

Der deutsche König Heinrich 1<sup>o</sup> als Städtebauer



hatte, nach Baiern zurück und machte Ansprüche auf die Königswürde. Dieses Benehmen veranlaßte jetzt Heinrich mit seinen Kriegsvölkern schnell in Baiern einzurücken, wo er sich vor Regensburg lagerte. Da er aber immer noch nicht Gewalt brauchen wollte, so verlangte er eine persönliche Unterredung mit dem Herzoge und dieser, an einem glücklichen Widerstande verzweifelnd, erschien sogleich mit seiner Familie im königlichen Lager und unterwarf sich, nachdem ihm der König, um Bruderblut zu schonen und seine Kräfte für höhere Zwecke frei zu haben, schon im voraus die günstigsten Bedingungen der Unterwerfung angeboten hatte. Der König bestätigte ihm jetzt in seinem Herzogthume, gestand ihm eine gewisse persönliche Unabhängigkeit in der Verwaltung Baierns zu, und wenn auch nicht den königlichen Titel, doch gewisse Befugnisse, die sonst nur Rechte der Könige waren, wie z. B. die freie Ein- und Absetzung der Bischöfe und Aebte; dagegen gelobte Arnulph dem Könige Treue und Freundschaft, und zu jeder Zeit bereitwillige Heerfolge.

Dem Könige Heinrich lag alles daran, mit den mächtigen Großen des Reiches in Freundschaft zu stehen, damit er dem Reiche im Innern Ruhe, und nach Außen Sicherheit geben könne. Diesem höheren Zwecke opferte er auch nicht unbedeutende Theile der königlichen Macht. So wurden die Herzoge durch seine Zugeständnisse, da sie ihm ohnedies an äußerer Macht ziemlich gleich kamen, eher Freunde und Verbündete, als Vasallen der Krone, und zogen auch, als ziemlich unbeschränkte Herren in ihren Landen den Adel, der in denselben saß, leicht in ein Verhältnis, worin sie eher Lehensträger der Herzoge, als unmittelbare Vasallen des Reiches wurden. Und dennoch war nach der Lage der Dinge seine Politik diejenige, welche nicht nur am schnellsten, sondern auch allein zum Ziele zu führen schien. Wie den Baiernherzog, so hatte er auch Burkhard, den Schwabenherzog, durch eben so freundliche Worte, als durch Ueberraschung mit seiner Kriegsmacht gewonnen. Auch Giselaert, den Herzog in Lothringen, gewann er in der Folge durch Waffen und Unterhandlungen; ja der Herzog wurde sogar des Königs Schwiegersohn, und Lothringen erkannte aufs neue die Lehenshohheit des deutschen Königs.

Auf diese Weise war er in Stand gesetzt, das Reich nach Außen nicht nur zu sichern, sondern auch zu erweitern.

Die verheerenden Streifzüge der Magyaren hatten indessen aber noch nicht ganz aufgehört, nur verschonten sie treu den Freundschaftsbund, welchen sie mit Herzog Arnulph während seiner Verbannung mit ihm gemacht hatten, heilig wie die Gastfreundschaft die bairischen Grenzen. Sobald sie aber hörten, daß er mit dem deutschen Könige, ihrem Feind, in Freundschaft getreten sey, da ward Baiern wie alles Land bis an den Bodensee und an den Speisart schrecklich von ihnen heimgesucht.

Ein anderes feindliches Heer war durch Mähren und Böhmen nach Sachsen gezogen. Der König mit seinem Heere stellte sich ihnen entgegen; aber vor Peu-

chen, unweit Wurzen erlitt er eine solche Niederlage, daß er, um nicht gefangen zu werden, in die feste Pfalz Werle bei Goslar sich werfen mußte. Uebrigens fiel aber diese Niederlage zu seinem Glücke aus, denn der Sieg verführte die Feinde zu einer völligen Sorglosigkeit. Ohne alle Vorsicht streiften sie in zerstreuten Haufen durch das Land, und so führte das Glück einen ihrer vornehmsten Heerführer, wahrscheinlich Zoltán selbst in die Hände einer sächsischen Schaar. Welch einen köstlichen Fang sie gemacht hatten, erfuhr der König aber erst dann, als die Magyaren ein ungeheures Lösegeld für die Freiheit des Gefangenen anboten. Der König verschmähte jedoch ihr Gold und Silber, und gab seinen Gefangenen erst dann frei, als sie einen Waffenstillstand auf neun Jahre beschworen hatten. Ein gewiß schönes Zeugniß für den Edelsinn der Magyaren, daß der deutsche König dem einfachen Schwure eines so kriegs- und raubgewohnten Volkes fest und ohne Bedenken vertraute. Und er täuschte sich auch nicht an ihrem gegebenen Worte, da sie durch neun Jahre die Waffenruhe unverlegt hielten, so leicht auch Vorwände zu einem Bruche von ihnen hätten gesucht werden können.

Diese neun Jahre der Waffenruhe dienten nun dem unermüdeten Könige, seine Völker für den Sieg einzutüben, und auf deutschem Boden eine Reihe von Schutzmauern aufzuführen zu lassen, hinter welchen der Landmann sich und seine Habe bergen konnte, und die dem Kriegsmann als Bollwerke dienten. In dieser Absicht arbeitete er eifrigst, alte feste Plätze zu erneuern, und neue aufzuführen. Auf seinen Befehl wurden in die mit Mauern eingefassten Burgen immer der neunte Mann auf dem Lande, der Waffen zu tragen fähig war, versetzt, während die auf dem Lande zurückgebliebenen (Grenzwächter, Granitzer) das Feld bearbeiteten, das Getreide in die Städte fuhren, und gegen eine Abgabe eines Drittels denen in der Burg (Stadt) zur Aufbewahrung übergeben mußten. Innerhalb diesen Mauern sollten fortan alle Zusammenkünfte, Märkte, Waffenspiele und Gastereien gehalten werden, um sie dadurch desto mehr in Aufnahme zu bringen. Bis jetzt waren mit Mauern umgebene Ortschaften in diesen Gegenden höchst selten, nun aber stiegen solche Städte auf seinen Wink hervor, vorzüglich Merseburg Goslar, Meissen, Quedlinburg und Gotha; daher ehrt auch die Geschichte Heinrich den I., mit dem Beinamen des Städtegründers.

Dieses war nun die eine Seite des bessern Bertheidigungsstandes, in welchen Heinrich das Reich setzte; die andere Seite derselben war eine völlige Umbildung des deutschen Heerwesens. Die bisherige Heerfolge lieferte nur wenig Reiterei, der größte Theil des Heeres bestand immer aus Fußkämpfern. Es war unverkennbar, die große Ueberlegenheit der Magyaren bestand in der großen Zahl ihrer Reiterei und in der leichten Beweglichkeit, mit der sie sich auf ihren schnellen Rossen herum tummelten. Heinrich versäumte nichts, die Zahl der deutschen Reiterei zu vermehren und zugleich ihrer Unbehilflichkeit und Schwerfälligkeit abzuheben. Er veranstaltete daher häufige Kampf-

spiele und übte sein Volk besonders in der den Magyaren eigenthümlichen, den Deutschen bisher so furchtbaren Art des Gefechtes. Auch erkannte er dem Kriegsdienste große Vorrechte zu und begnadigte selbst verurtheilte Räuber gegen den Eintritt in seine Reiterhaaren. Nachdem er sein Volk so für den Krieg umgeschaffen und eingeübt hatte, ließ er es seine ersten Waffenproben gegen die slavischen Völker machen, da es schon lange sein Plan war, diese zu unterwerfen und zu bekehren. Es war eine bittere Feindschaft zwischen den Deutschen und den Slaven, ein Haß, der in der verschiedenen Nationalität und in der Verschiedenheit der Religion zugleich wurzelte; denn die Slaven waren noch Heiden. Zudem wohnten sie auch auf deutschem Boden und hatten die Deutschen, die früher frei darauf gelebt hatten, vertrieben oder unterdrückt.

Siegreich war durchgehends sein Kampf gegen die slavischen Völker, aber der Glanz des Sieges gegen diese unglücklichen Heiden sehr gerübt und besetzt, durch die Grausamkeit und Unmenschlichkeit, in welche, wie fast überall, so auch hier, der christliche Glaubenskampf ausartete. Die Früchte seines Sieges waren die Gründung der Markgrafschaften Lausitz, Meissen und Nordachsen, die nachmalige brandenburgische Altmark. Auch gegen die Normannen (Dänen) glücklich, gab er Schleswig und den Elbefluß dem Reiche zur nördlichen Grenze. In den besetzten Landschaften wurden hierauf deutsche Pflanzler angesiedelt und Bisthümer gegründet.

Als endlich die neun Jahre des Waffenstillstandes abgelaufen waren, sandte Zoltán an den deutschen König, um von diesem den rückständigen Tribut einzufordern. Dieser sah aber seine Vorbereitungen zum entscheidenden Kampfe vollendet, sein Heer durch die letzten Kriege geübt, und durch seine Siege begeistert. Er versammelte also sein Volk vor den Augen der magyarschen Gesandten und sprach von der Ruhe des Reiches im Innern, und von den Siegen über die auswärtigen Feinde. »Alle sind besiegt,« rief er, »nur die Ungarn, diese Heiden stehen noch wider uns und verlangen Tribut. Wollten wir Alles was sie fordern leisten, so müßten wir selbst die Kirchen und Diener Gottes ausplündern!« Da erscholl es ihm aus dem Heere entgegen: »Wir sind Christen! zum Krieg, zum Krieg!« Tausende von Händen hoben sich empor, und Tausende von Schwertern klangen kriegerisch freudig an die Schilde.

Auf dieses brach Zoltán durch Böhmen herein, und forderte die Dalemancier auf, sich an ihm anzuschließen. Diese unglückliche Völkerschaft war aber so eben erst vom Könige Heinrich unterworfen worden, und wiewohl die deutsche Herrschaft ihr schwer erträglich war, so hatte sie bisher erfahren, daß der Schutz der Magyaren für sie noch empfindlicher war, als das Joch der Deutschen. Auch hatte sie es nicht vergessen, daß ihre, als Freunde herbeigerufenen Beschützer es gewesen waren, welche sie ausgefaugt und entkräftet, dem Schwerte der Deutschen überliefert hatten; daher sandten sie jetzt, Statt ihre bewaffnete Jugend zu den Magyaren stoßen zu

lassen, ins Lager derselben einen dick gefütterten, rüudigen Hund. Zoltán verschob es, diesen Spott der Wenden zu rächen, und fiel, sein Heer theilend, mit einem Theile desselben ungesäumt in Sachsen ein, während das Andere sich auf Sondershausen und auf Merseburg zu bewegte, wohin sich des Königs Schwester mit ihrem Gemale und vielen Schätzen geflüchtet hatte.

Binnen vier Tagen hatte Heinrich das Heer unter seine Fahnen versammelt und begleitete dasselbe, wiewohl erst von einer Krankheit etwas erholt, dennoch persönlich zu Pferde. Als er bei Zechaburg, unweit Sondershausen auf den ersten Heerhaufen der Ungarn stieß, sprach er zu seinen Thüringern und Sachsen: »Müssen wir dem wilden Volke der Ungarn, das Christum nicht bekennt und Gottes Feind ist, unterliegen, so treffe uns dieses in einem männlichen Kampfe. Dem Allerhöchsten ist es ein Leichtes, den Sieg dem Schwachen über den Starken zu verleihen, wenn er des Sieges durch den Glauben würdig ist. Aber ein Glaube ist notwendig, der im Herzen lebt, nicht in Worten, der nicht nur durch Bekenntnisse, sondern durch Thaten sich zeigt. Lasset uns also dem Herrn geloben und unsere Gelübde ihm bezahlen!«

Nun ordnete er die Schlacht in dicht geschlossenem Reihen. Sein ausdrücklicher Befehl war, die Deutschen sollten gegen die Feinde anrücken, den ersten Pfeilregen mit ihren Schilden auffangen, und bevor die Ungarn ihre Geschosse zum zweiten Male abschleudern könnten, schnell und gleichmäßig mit ihren Lanzen auf sie losrennen. Der Schlachtgesang „Kyrie eleison!“ erklang, welchen die Ungarn mit einem furchtbaren Geschrei: »Hui! Hui!« erwiderten. Jetzt rückten die Deutschen in fester Ordnung an, und als an ihren Schildern der Pfeilwurf der Feinde brach, stürzte sich plötzlich die ganze deutsche Reiterhaare mit ihren langen Speeren auf die überraschten Feinde.

Der Sieg war schnell entschieden, die Ungarn flohen und ließen das ganze reiche Lager den Siegern, wobei viele Deutsche, welche sich in ungarischer Gefangenschaft befanden, ihre Freiheit erhielten.

Beim Anzug der Feinde hatten nicht nur der König und seine Schwester, sondern auch viele Landbewohner ihre besten Halbseligkeiten nach Merseburg in Sicherheit gebracht. Lüftern nach dieser reichen Beute stürmte jetzt die, in östlicher Richtung hingezogene Heermasse die Mauern, welche die Besatzung bis in die Nacht hinein tapfer vertheidigte. Nun aber brachten Flüchtlinge aus der Sondershausener Schlacht die Nachricht von der erlittenen Niederlage des ersten Heerhaufens und dem eilenden Anzuge des Königs, worauf sich die Ungarn mit Hinterlassung des ganzen Lagers eiligst zurückzogen; jedoch wurden noch viele, als die Vorhut der Deutschen erschien, auf der Flucht getödtet, oder zu Gefangenen gemacht. Vor der gänzlichen Heimkehr ging aber noch der größte Theil des magyarschen Heeres durch das Schwert, so wie durch Kälte und Hunger vollends zu Grunde.

Dieser glorreiche Sieg füllte den Mund aller Deutschen mit dem Ruhme Heinrichs. Das Volk sang Lieder von der Schlacht und vom Sieger, er

aber demüthigte sich vor Gott, dankte ihm für die verliehene Gnade, und beschenkte Kirchen und Arme reichlich.

Noch heut zu Tage zeigt das Volk bei Reuschberg an der Saale einen Steinblock mit Spuren eines Hufes und einer Hand, und erzählt nach der alten Sage, wie Heinrich vor seinem Heere geritten, sey sein Ross in einen Steinblock getreten, so daß die Spur des Hufes kennbar geblieben ist; er selbst aber habe die flache Hand in demselben Block abgedrückt und dabei ausgerufen: »So wahr durch Gottes Allmacht hier wundervoll ein Denkmal dieses Tages in dem harten Stein sich ausdrückt, so wahr wird er uns den Sieg verleihen über seine und unsere Feinde.«

Von der christlichen Hauptfahne aber, worin der Engel gemalt war, erzählt die Sage: »Die Ungarn waren nach ihrer Niederlage der Meinung, der Christengott habe Flügel und könne ihnen dadurch so schnell zu Hilfe kommen, daher hatten sie auf ihren Götzenbildern gleichfalls schwer von Gold verfertigte Flügel angefügt.«

So hatte Heinrich im Innern und an den Grenzen, Deutschland beruhigt. Die einst so trotzig großen Vasallen beugten sich vor seiner Hoheit; ja man fühlte es im ganzen Reiche, daß ein König auf dem Throne saß, der es in der That war, wie keiner seit Karl dem Großen. Als er erkrankte berief er die Kronbeamten und die Großen des Reiches zu sich nach Erfurt, um sich mit ihnen wegen der Nachfolge zu berathen. Da Alle darin einig waren, daß die Krone bei seinem Hause bleiben sollte, so empfahl ihnen der sterbende König aus der Zahl seiner Söhne den, welchen er für den Fähigsten zur Reichsverwaltung achtete, nämlich den kräftigen Otto. Dieses war auch seine letzte Königshandlung, da er im Juli 936 auf seiner Pfalz Memleben an der Unstrut in seinem sechzigsten Jahre von der Erde schied.

Heinrich I., der Stammvater des sächsischen Königs- und Kaiserhauses, war eine jener großen Herrschernaturen, in welchen die verschiedensten Eigenschaften zu glücklicher Harmonie gemischt sich finden. Er war ein großer Krieger und Feldherr, ein Freund des Adels und des Lebenswesens; dabei schonte und liebte er aber auch das Volk. Um nicht in den Augen seiner Gemalin\*) als Theilhaber an einem Todesurtheile zu erscheinen, blieb er von den Gerichten entfernt, wo er ein solches vorausah; jedoch konnte er in den Glaubenskriegen wider die Slaven schonungslos zur Grausamkeit seyn. Er war ohne wissenschaftliche Bildung, aber weise und voll natürlichen Verstandes, der schnell heraus fand, was der Augenblick erforderte. Er war ein eifriger katholischer Christ, sa-

natisch für die Religion selbst vom Aberglauben seiner Zeit befangen, und doch war er ganz unabhängig von der Geistlichkeit, ja in einer Art steter Opposition gegen dieselbe.

Die Karolinger hatten einen großen Werth darauf gelegt, mit dem heiligen Oele gesalbt zu werden. Kaum war also Heinrich I. gewählt, so wollte ihn Heriger, der Erzbischof von Mainz, salben und krönen. Aber Heinrich fühlte den Werth seiner, ohne Zuthun der Geistlichkeit vollbrachten Wahl, und sprach mit einer Klugheit, die sich in das Gewand der Bescheidenheit hüllte zu dem Erzbischofe: »Es ist mir genug, frommer Mann, daß ich mit Gottes und Eurem Willen zum Könige erwählt bin; Salbung und Krone spart für Bessere auf, ich fühle mich so hoher Ehre unwürdig!« Die ganze Versammlung jubelte diesen bescheidenen Worten ihren Beifall zu; die Geistlichkeit aber verstand den Sinn derselben, doch wagte sie weder jetzt noch später, sich ihm entgegen zu stellen.

## Otto I., der Große.

Vom Jahre 936 bis 973.

Sogleich nach dem Tode Heinrichs traten nach seinem Wunsche, der zu erfüllen ihnen als heilige Pflicht erschien, die Herzoge und Fürsten, die großen Beamten des Hofes und die Kriegsmannen in Aachen zur Wahl zusammen, und erhoben hierauf Otto auf einen Thron, wo er von ihnen durch Handschlag den Lehnseid empfing. Als diese Ceremonie vorüber war, führten sie ihn aus dem Saale der Pfalz hinab in die Marienkirche, wo die Geistlichkeit und alles Volk seiner wartete. Als er in einem kurzen enganschließenden Kleide, der Frankentracht, hervortrat, kam ihm der Erzbischof von Mainz im vollen Schmuck seines Priestertums entgegen, und führte ihn in die Kirche, wo er zum Volke gewendet, das sich rund umher drängte, die Worte sprach: »Sehet hier, ich stelle euch vor den von Gott erkornen, einst von unserm Herrn Heinrich vorgeschlagenen, jezt von allen Fürsten erwählten König Otto. Gefällt euch diese Wahl, so erhebet zum Wahrzeichen die Hand zum Himmel!« Da jubelte das ganze Volk: »Heil und Segen dem neuen König!« und hob die Rechte gegen den Himmel.

Nun schritt die Geistlichkeit zur Salbung und Krönung, da ihr nur diese, und nicht die Wahl zukam. Auf dem Altare lagen die Insignien des Königthums, das Schwert mit dem Webrgehänge, der Mantel mit den Armbändern, der Hirtenstab, das Zeichen des königlichen Antheils an der Kirchengewalt, die Krone und das Scepter. Zuerst überreichte ihm der Erzbischof von Mainz\*) das

\*) Mathilde, die Urenkelin Wittekind's, des tapfern Sachsenherzogs, der so lange die Freiheit seines Volkes wider Karl dem Großen verfochten hatte, war seine Gemalin. Mit dieser hatte er drei Söhne Otto, Heinrich und Bruno, dann fünf Töchter erzeugt.

\*) Ueber das Amt der Salbung und Krönung hatte sich Anfangs ein Streit entsponnen. Der Erzbischof von Trier sprach die Ehre an, weil sein Stift das älteste und vom Apostel Petrus selbst gegründet sey. Der Erzbischof von Köln berief sich darauf, daß